

Ihre Wort trafen mich – wie alle Worte, die wahr sind. Was hatte ich getan! Dumm und ungerecht war ich gewesen und hatte so den alten Philosophen dazu getrieben, die Hand gegen sich selbst zu erheben. Möge mir der Herr in seiner unendlichen Güte vergeben!

Nanna holte indes Wasser und begann, das Studiolo notdürftig vom Blut zu reinigen, was nicht so einfach war. Wenn wir die Vorhänge von Constantinus' Bett zuzogen, sah das Zimmer unverdächtig aus. Trotzdem mußten wir verhindern, daß irgend jemand in nächster Zeit den Raum betrat. Ein großes Problem bildete mein Gewand, Über- und Unterkleid, das Hemd, alles war voll Blut und sah schlimm aus. Hier konnten wir im Moment nichts mehr tun, auch durfte unser langes Wegbleiben nicht entdeckt werden. So stellten wir einen Krug Wasser mit viel Wein gemischt an das Bett des Kranken, nachdem wir ihn einen kräftigen Schluck hatten nehmen lassen, und versprachen, bald wieder nach ihm zu sehen. Schnell liefen wir in mein Gemach.

Wir waren beide von den schrecklichen Vorgängen der letzten Stunde ziemlich mitgenommen. Nanna faßte sich als erste.

»Heute nacht werde ich in das Zimmer zurückgehen und weiter versuchen, das Blut vom Boden zu entfernen, damit niemand Verdacht schöpft.«

»Und unsere Kleider?«

Sie sah mich an und dann an sich selbst herunter. »Wir müssen hinaus zum Fluß und das Blut auswaschen.«

»In der Nacht?« Mir graute.

»Es geht nicht anders, Lisa, oder sollen wir vor aller Augen unsere besudelten Gewänder reinigen?«

Ich sah ein, daß es wirklich keinen anderen Ausweg gab. »Und wie kommen wir aus der Rocca hinaus? An der Torwache vorbei?«

»Ich werde dem Wächter einen Soldo geben, dann wird er uns durchlassen«, meinte Nanna, die offenbar damit bereits Erfahrung hatte.

Ich mußte mich doch wundern, daß so etwas offenbar gemacht wurde und nahm mir vor, Nanna zu einer geeigneteren Stunde danach zu fragen.

Wir zogen uns rasch um und kamen fast zu spät zur Abendtafel, wo wir Constantinus mit einer Magenverstimmung entschuldigten. Alle waren recht ernst, besonders Vater, der mir sehr verändert schien. Sollte es ihm doch nahegehen, daß ich ihn bald verließ? Ich weiß es bis heute nicht. In der Regel sind Väter froh, ihre Töchter verheiratet zu sehen. Zwar kostete es eine schöne Summe, Aussteuer und auch Hochzeitsfeier sind ja keineswegs billig, wenn sie standesgemäß ausfallen sollen. Aber letztendlich bedeutet der Weggang der Tochter auch einen lästigen Kostgänger weniger: Bedienstete, Pferd, Kleidung, Nahrung und Schönheitsmittel, das alles belastete auch eine Familie wie die unsere durchaus. Bald waren sie mich also los, dachte ich trotzig, und mein älterer Bruder mochte froh sein, hatte er doch ständig Angst, die Ausgaben für mich würden sein Erbe zu sehr schmälern.

Nach dem Mahl las ich den anderen noch ein wenig aus einer kürzlich erschienenen italienischen Übersetzung des Cicero vor, es war eines jener neuartigen Bücher, die auf völlig andere Art hergestellt worden waren. Es heißt, sie seien nicht mehr von Hand

geschrieben, sondern mittels einer geheimnisvollen Maschine hergestellt worden. Eines sähe aus wie das andere, und wirklich, die Schrift war wunderschön, ganz gleichmäßig und klar zu lesen. Ich kann mir zwar nicht vorstellen, wie auf diese Weise ein Codex gemacht werden soll, ohne die Seiten zu beschreiben, doch scheint dies eben eine jener geheimen Künste zu sein, wie etwa das Richten und Abfeuern eines Geschützes. Auf der ersten Seite meines Buches war ein seltsames Bild, das einen zerklüfteten Felsen zeigte, auf dem eine Hand, die aus den Wolken kam, mit einem schweren Hammer Feuer und Funken schlug.

Wie ich vorausgesehen hatte, wirkte der weise Sermon des Cicero einschläfernd auf die Lauschenden, und schon bald nachdem der Mond am Himmel erschienen war, hob Vater die Tafel auf, so daß ich mich zurückziehen konnte.

Oben wartete Nanna bereits ungeduldig. »Endlich, ich glaubte schon, du bliebest ewig unten.«

»Das ist dir nur so vorgekommen; schau, der Mond steht noch nicht allzu hoch, und ich las so monoton aus dem Cicero vor, von Anstand, Würde, Sitte und Zurückhaltung der edlen Römer, daß alle bald zu Bett strebten.«

Nanna lachte leise und schien zufrieden. »Vorhin bin ich bei dem armen Constantinus gewesen. Er konnte sogar schon ein paar Worte sprechen, trank Wein und aß ein paar Bissen von dem Stück Kuchen, das ich ihm gebracht hatte.«

Mir fiel ein Stein vom Herzen. »So wird er noch eine Weile warten müssen, bis er vor seinen Schöpfer tritt.«

»Er hat nach dir gefragt.«

»Das habe ich erwartet, also, bleib noch ein wenig hier, ich sehe kurz nach ihm.«

Mit einer kleinen Öllampe in der Linken huschte ich durch die finsternen Gänge bis zum Studiolo, machte leise die Tür auf und flüsterte seinen Namen.

»Tritt ein, Lisa, komm und setz dich zu mir. Das Sprechen fällt mir noch schwer.«

Als ich ihn so leidend im flackernden Licht der kleinen Öllampe unter den Decken liegen sah, empfand ich großes Mitleid mit meinem alten Lehrer. Die Reue packte mich, ich konnte nicht anders und kauerte mich an der Seite des Bettes nieder.

»Meister, liebster, verehrter Meister...«, dann erstickten heiße Tränen meine Stimme.

»Liebes Kind, mach dir keine Vorwürfe. Es ist ja wahr, ich habe dich hintergangen. Aber das geschah auf ausdrücklichen Wunsch deines Vaters, und wie du weißt, ist seinen Wünschen unbedingt Folge zu leisten.« Er atmete schwer, die kurze Rede hatte ihn bereits sichtlich angestrengt.

»Sprich nicht weiter, ich bin ungerecht gegen dich gewesen und habe nur eine Bitte: Verzeih mir!«

»Es soll alles gut sein, Lisa, aber eines mußt du wissen, es waren nicht allein deine ungestümen Worte, sondern...« Er röchelte vor Erschöpfung und blieb eine ganze Weile still, nur sein Atem war zu hören. Dann sagte er: »Es war meine armselige, kleinmütige Furcht vor einem Alter in Armut und Not, das eines wahren Philosophen unwürdig ist.«

»Bitte schweig, es strengt dich zu sehr an, sprechen wir morgen weiter.«

»Nein, es geht schon. Also, nachdem du nun fortgehen würdest, sah ich mich ohne Arbeit und Brot, einsam und verlassen, ein unnützer alter Mann ...« Constantinus konnte nicht mehr weiterreden und machte eine hilflose, schwache Geste mit seiner Hand. Tiefstes Mitgefühl überkam mich. Fast solange ich denken konnte, hatte er mich unterrichtet für eine lächerliche Lira im Jahr, Unterkunft, Kleidung und Verpflegung. Und ich hatte nicht einen Augenblick an sein Schicksal gedacht, sondern nur an das meine, das es, genaugenommen, sehr gut mit mir meinte; ich brauchte nur an den edlen Giocondo und seinen himmlischen Rubinring zu denken.

»Meister Constantinus, sei unbesorgt, ich schwöre bei dem Herzblut Jesu Christi, für dich zu sorgen bis an dein Ende. Möge mein Leib für immer unfruchtbar bleiben, sollte ich dieses Versprechen nicht halten.«

Ich vernahm einen seltsamen Laut – der liebe, alte Mann weinte. Ich reichte ihm den Krug, und er trank in langen, tiefen Zügen. Dann schien er wieder gefaßt.

»Gott segne dich, Lisa, Gott segne dich.« Darauf sank er in die Kissen zurück und war nach einer kurzen Weile in den Schlaf der Erschöpfung gefallen.

Nun waren mir durch den Willen Gottes bereits zwei Menschen anvertraut: meine liebe Nanna und Constantinus. Doch gehörte dies zu jenen Aufgaben, die uns Edlen durch den Herrn im Diesseits zugewiesen worden sind: Freunde, Klienten und weniger mächtige Verwandte der eigenen Familie zu schützen und zu verteidigen.

Ich schlich mich still hinaus und ging in mein Zimmer, wo Nanna ungeduldig wartete. Sie drückte mir eines der Kleiderbündel in die Hand, und wir eilten durch die Dunkelheit an der alten Mauer entlang zum Tor. Nanna drängte mich in eine Nische und flüsterte, ich solle warten. Dann ging sie langsam auf den Torwächter zu. Man hörte die beiden einige Zeit tuscheln, dann kam Nanna zurück und zog mich mit sich hinaus.

Nie in meinem ganzen Leben werde ich diese Stunden vergessen. Es war offensichtlich, daß die Nacht von den Geistern beherrscht wird: Kobolde narren knackend im Unterholz; der bleiche Mond scheint weiß auf zuckenden Fratzen, die verborgen lauern; der Wind rauscht in den Blättern der Bäume, doch nicht derart, wie wir es tags vernehmen, sondern bedrohlich und unheimlich wie die Brandung eines Geisterozeans. Blutsaugende Vampire gleiten pfeilschnell durch die Lüfte und sind in dem fahlen Mondlicht nur undeutlich wahrzunehmen. Ich war fast wahnsinnig vor Angst, es könnte mich einer davon anfallen.

Nanna und ich trugen alle geweihten Amulette bei uns, die wir besaßen, und ich bin auch heute noch überzeugt, daß nur sie es waren, die uns in jener Nacht vor den Dämonen der Finsternis retteten.

Endlich gelangten wir zu dem kleinen Fluß Terno, der jetzt im Sommer bis auf einen Bach ausgetrocknet war, und verweilten kurz an der steilen Uferböschung. Mein Gewand war schweißdurchnäßt in dieser warmen Nacht. Wir mußten jetzt erst einmal verschnaufen. Auch Nanna hatten Anstrengung und Furcht den Atem geraubt. Wir sahen uns beklommen an. Da ertönte nicht weit von uns ein grausiges Wimmern. Erstarrt vor Angst, konnte ich nicht einmal mehr beten, geschweige denn fortlaufen. Gebannt standen wir da und erblickten eine gespenstische Szene: Im bleichen Mondlicht schimmerte der nackte weiße Körper einer Frau, und darauf lag, ebenso nackt, ein

Mann. Beide wanden sich in verbissenem Kampf, der Mann schien die Frau zu würgen. Sie zuckte und stieß spitze Schreie aus, wenn der Mann sich wieder fest auf sie warf. Ihr Körper befand sich in einer seltsam verkrampften Stellung, auf dem Rücken liegend, streckte sie beide Beine angezogen gen Himmel. Dann fing sie schauerlich an zu grunzen, immer wilder, bis sie plötzlich verstummte. Der Mann aber ließ noch nicht von ihr ab, warf sich wie von Sinnen immer wieder auf sie, stöhnte laut und blieb endlich still liegen.

Nanna zog mich am Ärmel und flüsterte, ich solle weitergehen. Sie war sichtlich unbeeindruckt von dem Gesehenen. Wir schlichen vorsichtig am Ufer flußaufwärts. Mir schien es wie eine Ewigkeit, bis Nanna hinter einer Flußbiegung halt machte. Das Erlebnis hatte mich für kurze Zeit die Furcht vor den Schrecken der Nacht vergessen lassen.

»Glaubst du, er hat sie umgebracht?« flüsterte ich Nanna erregt zu.

Nanna kicherte. »Liebste, dumme Lisa, das war doch kein Kampf auf Leben und Tod. Es waren die Freuden der fleischlichen Liebe.«

Ich muß ziemlich verdattert dagestanden haben. Dies sollte jene Liebe sein, die Ovid in seinen »Amores« oder der »Ars amandi« preist und von der ich in Constantinus' Bibliothek heimlich gelesen hatte?

»Nein! Das kann nicht sein!«

»Aber so ist das nun einmal, Lisa. Ich habe es zwar noch nicht am eigenen Leibe erlebt, aber schon öfter gesehen.«

Eigentlich war Nanna stets aufrichtig zu mir gewesen, weshalb also sollte sie mich jetzt anlügen. Und in der Tat, ich wußte ja, daß über bestimmte Dinge nicht geredet wurde und daß es unschicklich war, gewisse Fragen zu stellen.

»Aber warum tun sie das, wenn sie dabei vor Schmerzen stöhnen?«

»Ich weiß es selbst nicht genau, aber ich glaube, das sind keine Schmerzen. Jedenfalls machen es die Knechte und Mägde fast jede Nacht, deshalb sind sie dann am Tage so faul und müde, daß sie ab und zu vom Aufseher die Rute zu spüren bekommen.«

Die neuen Erkenntnisse verwirrten und beschäftigten mich derart, daß ich ganz den Zweck unseres Hierseins vergessen hatte. Erst als Nanna ihr Bündel aufschnürte, dachte ich auch wieder an unsere Aufgabe. Zunächst wässerten wir die Gewänder, indem wir sie ins seichte Wasser legten und mit Steinen beschwerten. Nun hatten wir eine Zeitlang zu warten, damit das Blut genügend geweicht war. Das dunkle Wasser gluckerte um unsere Füße. Wie so anders war doch die Nacht. Bei Tage spendete das Wasser herrliche Kühle; es machte Spaß, darin zu waten und den silbrigen Fischlein zuzusehen, die blitzartig davonschwammen. Doch in der Dunkelheit lauern darin nur Wasserdämonen, dazu Elfen und Nymphen im Schilf, um einen Unseligen auf den Grund der Tiefe zu ziehen. Ich war darum froh, daß wir die Kleider in einem kleinen, ganz flachen Seitenarm ausbreiten konnten.

Was mir Nanna erzählt hatte, ließ mir keine Ruhe. Zuviel stimmte hier nicht mit meinem von Constantinus erworbenen Wissen über die Liebe überein.

»Und du sagst, daß die Knechte und Mägde so etwas beinahe jede Nacht tun?«

»Ja, ganz sicher, und nicht nur sie, sondern fast alle anderen auch.«

Welche geheimnisvolle Kraft mochte hier wohl wirken, die Mann und Frau zu solch heimlichem, offensichtlich doch verbotenem Tun zusammenführte?

»Warum hast du mir nie davon erzählt?«

»Nun, ich brauch dir kaum zu sagen, wie unschicklich das ist, und du hast mich auch nie danach gefragt.«

»Wie hätte ich dich etwas fragen können, von dem ich keine Ahnung habe?«

»Und bei der Beichte? Kamen da nicht gewisse Dinge zur Sprache?«

Plötzlich konnte ich einen Zusammenhang herstellen, der mir bisher nicht aufgegangen war. »Don Serafino stellte mir immer so merkwürdige Fragen, wenn du das meinst. Er sprach von unkeuschen Gedanken und Werken, und auf meine demütige Entgegnung, ich wisse nicht, was er meine, antwortete Don Serafino, es betreffe die Erbsünde. Doch auch das verstand ich nicht recht, und ich fing im Beichtstuhl an zu weinen, weil ich nicht wußte, ob ich eine solche Sünde vielleicht begangen hatte, aber aus Unwissenheit nicht beichten konnte, so daß mir die Hölle gewiß war. Mein Beichtvater wollte wissen, warum ich weinte, und ich erzählte ihm von meinen Befürchtungen um die ewige Seligkeit. Gut, meinte Don Serafino, er wolle meine Zweifel zerstreuen, ich sei ein rechtes Gotteskind und müsse erfahren, auf welche Weise die Mächte der Hölle von uns Mädchen Besitz ergreifen. Dazu sei das ehrwürdige Verfahren der Sollicitatio bestimmt. Ich war erleichtert, die Fragen nämlich, die Don Serafino mir dann stellte, konnte ich allesamt reinen Herzens verneinen. Ein wenig seltsam sind sie mir schon erschienen. Ob ich oder gar ein Mann mich je zwischen den Schenkeln oder sonstwo berührt habe und allerlei mehr. Dies seien Unkeuschheiten, die furchtbarste Strafen nach sich zögen. Auch sprach er von nichtehelichem Beilager, und daß die Frucht einer solchen Untat bald offen zutage träte.«

Nanna sagte nichts und machte sich mit der Wäsche zu schaffen. Die Folge einer solchen Sünde war das ewige Höllenfeuer, wie ich dachte, und darum beschloß ich, daß kein Mann mich jemals berühren dürfe. Nun war dies aber durch Giocondo und dessen Handkuß geschehen. Ich mußte das Don Serafino beichten.

Der Gedanke an meinen zukünftigen Gatten brachte mir die augenblickliche Lage schlagartig zum Bewußtsein: Wenn er mich hier sehen würde! Ich befand mich wahrlich in einer makabren Situation. Ich, die zukünftige Gemahlin des ehrenwerten Giocondo, Tochter des edlen Antonio Gherardini, wasche mit hochgeschlagenen Röcken wie eine Bäuerin im Fluß meine Kleider. Und das mitten in der Nacht. Und was ich auswasche, ist das Blut eines alten Mannes, den ich mit meinen unbesonnenen Worten beinahe umgebracht habe!

Noch dazu war ich auf einige Geheimnisse gestoßen, die hinter einem Schleier des Nichtaussprechens oder mit dem bloßen Hinweis auf deren Unschicklichkeit vor mir verborgen gehalten worden waren. Nanna hingegen schien mehr zu wissen, als sie zunächst eingestehen wollte. Und, beim Mysterium der Unbefleckten Empfängnis, ich schwor mir, meine Freundin noch eindringlich darüber zu befragen.

Nachdem die Kleider einige Zeit geweicht hatten, zog Nanna eines aus dem Wasser und bearbeitete es mit weißer Asche, die sie in einem kleinen Leinensäckchen